

Deutsche Dok.-Filme zwischen Vergangenheit und Gegenwart

„So wie voriges Jahr wird nicht mehr getrunken!“

Die Einsamkeit Leipziger Straßensänger. In den nächtlich-grauen Straßen ziehen sie mit ihren Gerätschaften von Müllberg zu Müllberg. Es ist die Zeit kurz vor den Wahlen im März dieses Jahres. Aufbruchstimmung, Träume und Hoffnungen. Für die Nachtarbeiter bleibt alles beim alten: Dreck wird es immer geben, also ist der Job krisenfest und für 46 Mark pro Nacht läßt sich schließlich auch ordentlich leben.

„Kehraus“ von Gert Krosko näherte sich in stillen schwarz-weiß-Aufnahmen der Tragik ungelebter Leben. Sensibel wird das Thema verfehlter Lebensstränge behandelt, ohne Sensationsgier und Schaulust. Ein protokollarischer Film mit ruhigen und stimmungsvollen Einstellungen. Fast unaufdringlich entsteht eine spröde Milieuskizze über Menschen, die auf der sozialen Leiter nicht auf den obersten Sprossen stehen, die aber dennoch Menschlichkeit bewahrt haben und sich verletzt fühlen, wenn sie nachts von betrunkenen Passanten angepöbelt werden. Und über das persönliche Schicksal wird die zeitgeschichtliche Atmosphäre dieser Wochen erlebbar. Einer aus der Straßengeräusch-Truppe antwortet etwas unsicher auf die Frage zum Thema „Alkohol“: „So wie voriges Jahr wird nicht mehr getrunken!“. Der schärfere Wind der im März am Horizont noch drohenden Marktwirtschaft machte auch vor den Besen der Straßensänger nicht halt.

Nach fünf Jahren ist die ehemalige DEFA-Regisseurin Sybille Schönemann an die Orte zurückgekehrt, an denen sich ihr Leben im Herbst 84 und Frühjahr 85 entscheidend veränderte. Damals wurde sie zunächst mit ihrem Mann verhaftet, dann inhaftiert und später hingerichtet. Sie sucht ohne Haß und persönliche Rachegedühle alle die Leute auf, die damals über ihr Leben bestimmten. Ihre Fragen gelten immer wieder dem „Wie“ und „Warum“. Ihr Film „Die verriegelte Zeit“ ist ein unbegabtes Dokument, das nüchtern und sachlich die Stimmung dieser Wochen re-

kapituliert. Trotzdem bleiben einige Fragezeichen; wieder wird der Systemgeheimnis an den bekannten „Personen“ festgemacht; der Stasi-offizier, die Straßengeräusch-Truppe, der ZK-hörige Betriebsdirektor, der parteikonforme Richter. Sybille Schönemanns Spurensuche, fünf Jahre danach, bleibt so vor allem ein sehr persönlicher Film, die Frage nach dem Funktionieren des alltäglichen „Sozialismus“ konnte und wollte er wohl auch nicht beantworten.

Gerade diese Frage aber ist es, die Jochen Wissotzky („Mistern & Schindeln“) und Heinz Brinkmann in ihrem ersten gemeinsamen Film stellen. Drei Menschen, drei Schicksale aus der alten DDR bringen sie vor die Leute, und der Titel „Komm in den Garten“ kündigt an, daß diese Abrechnung auf ungewöhnliche, sehr poetische Weise geschieht.

Behutsam tastet sich der Film vor, beobachtet: Drei Männer, unterschiedlichen Alters, sehr verschiedener Gestus. Die Szene im Prenzlauer Berg mitten in Berlin - Lo-

ben im Hinterhof, Leben auf den Dächern.

Allmählich, in Gesprächen, bei gemeinsamer Arbeit, beim Kochen, beim Essen, beim Trinken, fügen sich drei Leben zu einem Bild dieses vergangenen Staates: Der hochstudierte Wirtschaftswissenschaftler, den schließlich keiner beschäftigt wollte, weil seine Untersuchungen mit der Wahrheit über das Wesen des Systems nicht hinterm Berg halten wollten und konnten; der nonkonformistische Künstler, der sich an Teilung, Ver- und Gebote nicht halten wollte, der ein Individuum bleiben wollte und seine Jahre hinter Gittermauern aufbrachte; der hochdotierte Journalist, dessen Prinzip der gründlichen, genauen Recherche in ein ausgerichtetes Mediensystem nicht paßte. Drei Menschen, die von der Gesellschaft „nicht gebraucht“ wurden und die gerade deshalb wohl einander, diese Freundschaft von der Kraft kreatürlicher Liebe so dringend brauchen, sich an ihr halten und wieder und wieder aufrichten.



Gert Kroskos „Kehraus“ zeichnete in spröden Schwarz-Weiß eine stille Studie Leipziger Straßensänger, die durch genau beobachtete Milieuskizzen beeindruckte. Foto: DEFA-Dokstudio

Auf diese Weise ist Brinkmann und Wissotzky ein Dokument des Vertrauensganges des Zusammenlebens, das gerade unter den Ausgegrenzten, den „Nicht-wollten“ die wohl einzige Überlebenschance gewesen ist.

Ganz anders im Gestus Thomas Grimms „Deutsch und frei oder Geschichten aus dem Weihnachtsland“. Grimm hat die Zeit um den 18. März im erzgebirgischen Sosa beobachtet und die Aufbruchstimmung der engagierten DSU-Wähler dort mit Aufnahmen der aus Holz geschnitzten Heimatbörge kommentiert. Grimm läßt offen, ob die Gruppendynamik beim Freibier aus der schwesterlichen CSU-Kasse und bei der Regionalhymne „Immer deutsch“ (oder teutsch?) immer frei, und da bierher a derbei, weilmer Arzgebirgler sei“ in der Tat der uttrikete Ton im neu-freieitlichen Glockengeläut ist. Das wie die Heiterkeit und Gelassenheit der filmischen Beobachtung macht Thomas Grimms Dokument sympathisch.

ab/cs



Harte Arbeit für die Jury

45 Filme, die im Wettbewerb laufen, sind von der Jury des Festivals zu besichtigen und zu bewerten, bis die Preise des Festivals vergeben werden können. Das entspricht etwa einer Gesamtlänge von 2000 Minuten.

Zur internationalen Jury gehören Filmemacher aus drei Kontinenten, darunter die deutsch-argentinische Regisseurin Jeanina Baraplat. Als Präsidentin wurde die Kolumbianerin Martha Rodríguez (3.v.l.) gewählt. Foto: ADR

37. 10. 1990

Beklemmende Bilder vom letzten Jahr

Achtdreiviertel Stunden Dokumentarfilm in der Akademie der Künste

„Er hat schon lange nicht mehr geleuchtet“ – sagen vier Kumpel der Maxhütte, als sie den roten Stern auf dem Dach des Hauptgebäudes abmontieren. „Wer weiß, was da mal draufkommt.“ Die Hände der Arbeiter ruhen schwer auf dem verrosteten und teilweise zerbrochenen Symbol, und die Gesichter sind ohne Triumph.

In diesem Bild aus dem dritten Film der Maxhütten-Chronik von Joachim Tschirner bündelt sich, was zum Thema wurde in den Arbeiten der insgesamt 15 Regisseure, die am Sonnabend im Konrad-Wolf-Saal der Akademie der Künste von Mittag bis Mitternacht eine Mammutschau des Dokumentarfilms bestritten: Agonie, Protest, Ratlosigkeit, Verunsicherung, der Versuch zu begreifen, was sich zwischen Mai 1989 und März 1990 in der DDR vollzog.

Langzeitbeobachtungen, die beispielsweise Elke Misselwitz an dem jungen Gitarristen Enrico („Sperrmüll“) oder Kurt Tetzlaff an dem Abiturienten Alexander festmachten („Im Durchgang“), spiegeln spannungsvoll die sich von Tag zu Tag verändernden politischen Verhältnisse. Protest in der

Schüleraufführung in Potsdam, in der Alexander Machtmißbrauch öffentlich kundtut. Protest in der Sperrmüllband, in der Enrico seinen Frust auf selbstgebastelten Schlagzeuginstrumenten abläßt. Beide erleben die Revolution auf der Straße. Mischen sich ein, versuchen, einen Zipfel der für sie wichtigen Ideale zu retten. Sind sichtbar älter, reifer geworden, als die Kamera sie verläßt.

Offizielle Fernsehmeldungen der Aktuellen Kamera werden kontrapunktisch zu individueller Befindlichkeit montiert. Eine in fast allen gezeigten Filmen angewandte Methode – zum Beweis schamloser Unaufrichtigkeit, die die Kluft zwischen denen „da oben“ und denen „da unten“ im nachhinein bedrückend dokumentiert.

In vielfältigen Sujets suchten die Dokumentaristen die Umbrüche dieser Zeit widerzuspiegeln: „Wer hat dich, du schöner Wald oder Wie ein Film verhindert wurde“ von Günter Lippmann, „Streng vertraulich oder Die innere Verfassung“ von Ralf Marschallek, „Unsere alten Tage“ von Petra Tschörtner oder „La Ro-

tunda Vicenza“ von Roland Steiner – das sind beklemmende Zeugnisse einer lange währenden Verdrängung. Da werden Wunden offen gelegt, die lange unter der Haut brannten, Konflikte benannt, die auszuhalten die Menschen in der DDR nicht mehr bereit waren.

Auf nächtlichen Leipziger Straßen unterwegs, brachte Gerd Kroske mit seinem Film „Kehraus“ Endzeitstimmung auf den Punkt. Thomas Heise machte mit Impressionen aus der Kelleretage des Bahnhofs Lichtenberg Stillstand vor dem Aufbruch sichtbar („Imbiß spezial“). Volker Koepp benannte die inneren Gleichgewichtsstörungen in Zehdenick. Sie alle haben mit ihren Filmen einen unschätzbaren Dokumentenfundus der „Bleiern Zeit“ geschaffen. Zwei Meisterschülern der Akademie der Künste, Toni Loeser und Thomas Heise, ist es zu danken, daß diese heute noch von Fernsehstationen und Kinos verschmähten Arbeiten vor einem zahlreich erschienenen und sichtbar betroffenen reagierenden Publikum öffentlich gemacht wurden.

Margit Voß

Nordkurier 19. 10. 90

Seite 7

Herbst in Leipzig und Berlin, zwei Filme am Rande

Ganz gewöhnliche Bilder eines heißen Herbstes – erste Auflösungsercheinungen



Diese beiden Filme helfen als Aufklärungsanstaltung in der PH Neubrandenburg.

„Imbiß spezial“. Bahnhof Lichtenberg. In der Unterwelt des Fernbahnhofs ein MITROPA-Imbiß. Kaltes Neonlicht, klirrende Flaschen. Einer, im weißschmuddigen Kittel, öffnet Büchse um Büchse „Halberstädter“-Wiener mit einem vorfindlichen Hand-Büchsenöffner. Büchse um Büchse entleert. Büchsenweise wird der große Topf mit Würstbrühe zum Überlaufen gebracht.

Surrealistisch – reale Bilder. Bilder aus dem Herbst 1989 in Berlin, Hauptstadt der DDR. Fernzüge nach Prag und Budapest bleiben leer und kommen leer zurück. Das Land, alle Grenzen sind dicht, windet sich in Krämpfen.

Monotone Nachrichtensprecherstimmen im Of vernemen teilnahmslos nichtssagende Neuigkeiten. Die Leute vom Imbiß gehen stumpfsinnig ihrer Arbeit nach, Kochen, Ausschütten, Kassieren, Ziemlich egal, was rundherum passiert. Vor sich hindrend, über die Welt und sich selbst reflektierend – Buffetier, Hilfskoch, Kassierin.

Später – ein Hochzeitspar be-

tritt den Imbiß, kurze Unterbrechung des Stumpfsinns, Unverständnis, dafür baldig Abkehr vom Ungewohnten.

Wie ein Traum vorbei – ganz gewöhnliche Novemberbilder.

„Kehraus“. Ein paar Wochen später: Der (baldige) Kanzler aller Deutschen verbreitet auf dem Leipziger (Noch-) Karl-Märx-Platz Optimismus: Sachsen sei Ausgangspunkt für die künftige Blüte Deutschlands, heißt es in wohlklingenden Wahl-KAMPF-Slogans. Stunden später Nacht in Leipzig. Der Platz – menschenleer, übersät von Wahl-KAMPF-Müll. Nun treten sie in Aktion, machen den Kehraus. Die manuelle Kehrringbrigade des VEB Leipziger Stadtreinigung. Wer macht diese Dreckarbeit und warum?

Wie wird es mit ihnen – Deutschen vierter Klasse? Ihnen ist es egal – DEUTSCHLAND. Wird schon richtig sein, was die da oben machen. Mehr Dreck gibt es, seit die Grenzen offen sind – Hauptsache, man kann jetzt rüberfahren, und der Pauschallohn reicht über den nächsten Tag.

Viel weiter kann und will, man nicht vorausdenken. Dokumentarisch genau, unverfälscht aufgezeichnet – genau im Spätherbst. Wirklichkeit – grau, ironisch, sarkastisch, gewöhnlich, unlogisch, unberechenbar normal. R. Sch.

ohne Zirkuskuppel: ratlos

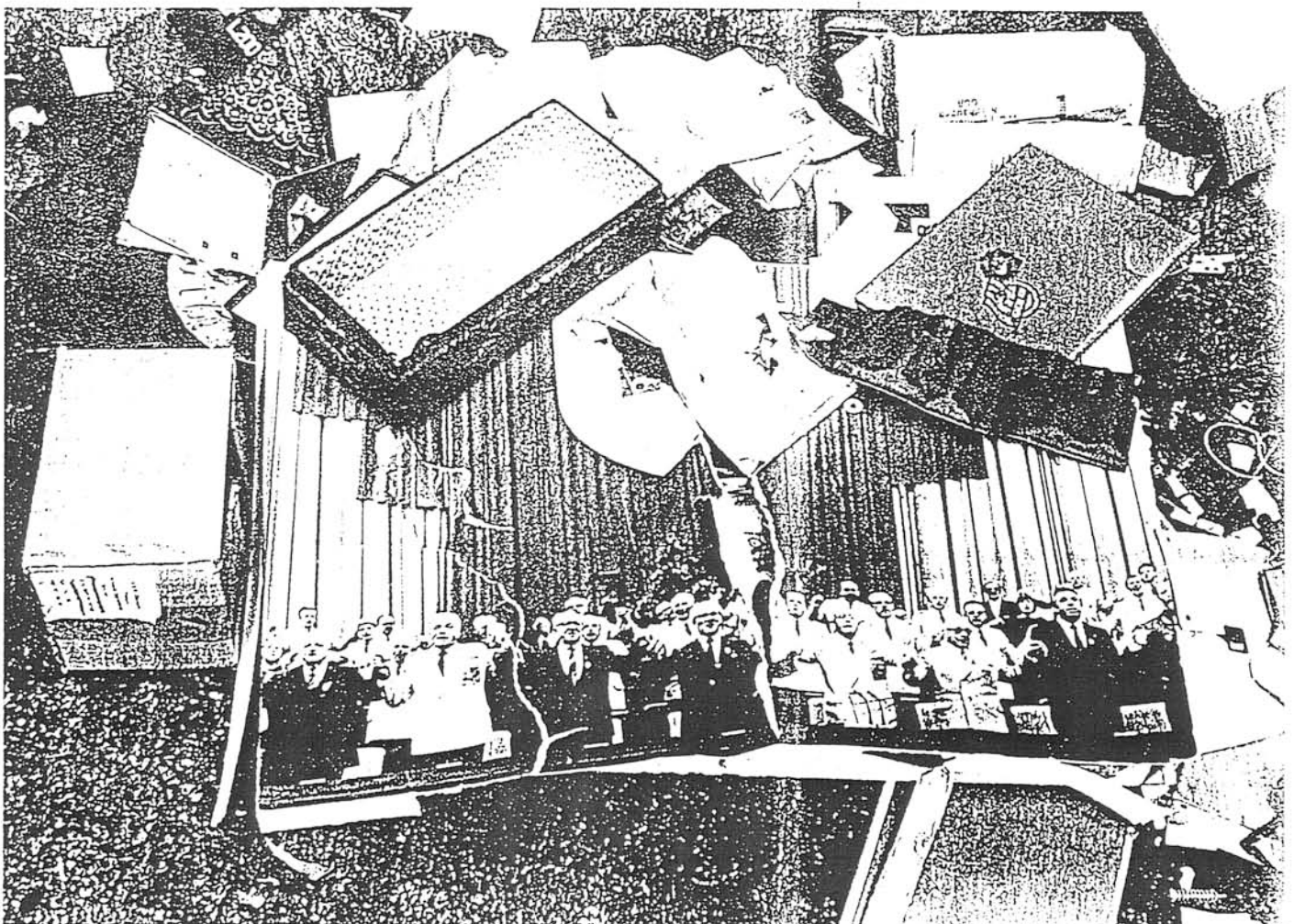
Molochs, keine umfassenden Psychogramme der Täter. Statt dessen viele kleine Mosaiksteinchen, aus denen sich jeder sein Stasi-Bild zusammenschieben kann. Allerdings, wie man auch schiebt, sehr viel Neues wird nicht sichtbar. Wer sich an den abgefilmten Armutszeugnissen der einst Gefürchteten erfreuen kann, an dem kolossalen Kitsch-Fundus der Stasi oder an den Mielke-Reden und Ritualen, wird freilich auf seine Kosten kommen. Der Erkenntnisgewinn hält sich in Grenzen. Auch die Gespräche mit den ehemaligen Stasi-Offizieren geben weniger Aufschlüsse als erhofft. Mehr oder weniger sympathische Männer um die 50 erinnern sich an Befehlsnotstand und Skrupel. Täter als Opfer? Selbst die Auflöser wissen erstaunlich wenig über das, was sie gerade auflösen wollen. Dennoch ist das, was sie mitteilen genug, um begreifen zu können, worauf Marschal-

leck eigentlich hinaus will. Das Stasi-Problem hört nicht mit der Stasi auf. Einer der Auflöser resümiert am Ende des Films: »Wenn man überlegt, daß wir diese ganzen Scheiß-Dossiers im Grunde genommen nur auf den Präsentierteller legen für die Nachfolgeorganisation, da könnte man schon zum Anarchisten werden. Nur leider bringt das nichts. Wenn die Menschen nicht endlich zum Nachdenken kommen und sich die Zeit nehmen, über ihre Vergangenheit zu reden und zu trauern, dann war letztendlich alles für die Katz, dann war auch die Auflösung des AfNS nichts anderes, als ein symbolischer Akt, Maschinenstürmerei ...« Die ganze Tragweite der Konstellation ist aber erst dann wirklich zu bemessen, wenn begreiflich wird, wie groß der Aktionsradius der Stasi ehemals tatsächlich gewesen ist. Jeder einzelne Film kann nur andeuten, Akzente setzen. Analyti-

sche Schärfe war ohnehin selten eine Stärke der DEFA-Produkte. Die lag woanders. Der gute alte »subvenzierte« Dok-Film, wie er in der DDR gepflegt wurde, überzeugte – wenn er überzeugte – wesentlich durch soziale Prägnanz, Engagement und künstlerisches Maß. In den letzten Jahren geriet er allerdings zunehmend in eine Art Libero-Position. Er übernahm Funktionen, für die eigentlich andere Medien zuständig waren. Das Kognitive drängte sich häufig in den Vordergrund. Die Werte-Skala verschob sich allmählich. Leise Filme, die auf poetische Verdichtung und Kontemplation setzten, hatten es in der DDR doppelt schwer. Einerseits paßten sie den Demagogen nicht in den Kram, andererseits waren sie jenen, die subversive Aufklärung wünschten, nicht deutlich genug. Dennoch gab es sie, diese faszinierenden, leisen Filme voller sinnlicher Intensität.

und Kraft. Im Neubrandenburger Festivalprogramm waren nur wenige noch auszumachen: **Kehr-aus** (Regie: Gerd Kroske). Menschen im Abendland, Leipzig bei Nacht. Straßenfeger räumen weg, was nicht mehr gebraucht wird. Die Menschen, die diese Arbeit verrichten, tun dies, weil sie keine andere Möglichkeit sehen, ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. In Interviews und Beobachtungen versucht Kroske, Beweggründe, Probleme aufzuheben, wobei »nicht das 'Aufschlitzen' der sozialen Situation, sondern die Suche nach Verständnis« sein Ziel ist. Kameramann Sebastian Richter gelingt dabei außerordentlich. Schwarzweiß-Bilder. Die Formel »living colour – black and white more realistic« (Wenders) weitet sich zur Frage – über den Film hinaus.

Martin Hübner



BE-MERKENSWERTES aller art

Kayak 12/1980



Spotlight: Bolle aus Berlin

Rotraud Richter, diese kesse Berliner Bolle, wirbelte über Bühne und Filmleinwand. Die Nord-Ost-Mischung aus Mutterwitz, losem Mundwerk und verschämter Herzlichkeit, traf voll das Empfinden des Publikums. Wenn Rotraud Richter als Mariechen Bindedraht oder Edeltraud Panse im Berliner Hinter- oder Vorderhaus oder als Blumenverkäuferin so richtig loslegte, jubelte das Publikum. Keiner dachte, daß dieses Mädchen aus einer gutbürgerlichen Familie aus dem »förmlichen Westen« kam. Daß vermuteten auch nicht die Herren bei der Aufnahmeprüfung an der Schauspielerschule. Die Eileen hatte sich die Hermia aus dem »Sommer-nachts Traum« ausgesucht. Sie legte sich auf den Boden der Probebühne, schnarchte und räkelte sich. Aus dem dunklen Zuschauerraum kam es empor: »Danke, das genügt.« Ihre erste Station als ausgebildete Schauspielerin war das Hessische Landestheater in Darmstadt. Doch dann lockte der Film in Berlin. Sie erhielt einen

dreijährigen Filmvertrag, der 1933 von den neuen Machhabern vorzeitig gekündigt wurde. Auf der Filmliste wurde sie als »nicht unbedingt erwünscht« geführt. Doch ihre bereits erreichte Popularität war nicht »unbedingt« zu übergehen. Sie war nicht nur Liebling der Berliner. Doch der Krieg stellte sich vorerst einer Weiterentwicklung in den Weg. Trotz aller Schwierigkeiten in der Stadt blieb sie in Berlin. 1945 – Rotraud Richter erlebte das Schicksal vieler, den Kampf ums tägliche Überleben. Doch nie ließ ihr Bühnentemperament sie ruhen. Sie

tingelte und spielte bei Fehling. 1947 kehrte sie in das Theater am Schiffbauerdamm zurück, wo sie vor zwölf Jahren ihren ersten Berliner Theatererfolg erzielte (das heutige Berliner Ensemble). Hier spielte sie mit großem Erfolg das Dienstmädchen Wilhelmine in der Altberliner Posse »100 000 Taler«. Der so verheißungsvolle Neubeginn wird abrupt unterbrochen. Rotraud Richter stirbt am 1. Oktober 1947 an einer nicht rechtzeitig erkannten Blinddarmentzündung. Sie wurde 32 Jahre alt.

Werner Meidow

Die Film-Rolle: Wo sind sie geblieben?

»Das Chaos ist vorbei. Es war die schönste Zeit.« Irgendwo in Berlin las ich dieses Graffiti an einer Hauswand, und es traf meine Gefühle ziemlich genau. Vielleicht geht es vielen DEFA-Dokumentaristen ganz ähnlich. Im Herbst vergangenen Jahres, also mitten im Chaos des Übergangs, brach in der Berliner Otto-Nuschke-Straße eine Art Paradies aus. Regisseure, die etwas auf sich hielten, nahmen die Kamera in die Hand und filmten den Fluß des Lebens. Ohne ideologische Scheuklappen, ohne Angst vor allgewaltigen Zensoren. Geld und Material nutzten sie, das ursprünglich für als staatstragend eingestufte Filme eingeplant war.

Und siehe da: der Aufwand hat sich gelohnt, das Jahr '90 dürfte als eines der besten DEFA-Dok-Filmjahre in die deutsche Kinogeschichte eingehen. Ein paar Beispiele, die für viele stehen sollen: Petra Tschörtl's »Unsere alten Tage«, Bilder eines Altersheims. Sensible schwarzweiße Einblicke in den Alltag derjenigen, die die Leistungsgesellschaft hinter sich gebracht haben und für die nun Platz in einem Zwei-Bett-Zimmer gefunden wurde. Bestenfalls. Manche leben auch zu viert auf engem Raum, ohne Möglichkeit, auch nur die wichtigsten Andenken ihres Lebens bei sich haben zu können. Ein stiller, nachdenklicher Film, weit über DDR-Proble-

matik hinausreichend.

Oder, ganz anders: Helke Misselwitz neuestes Opus »Sperrmüll«. Begonnen im Frühsommer vorigen Jahres als Porträt einer zornigen Rockgruppe mitten in einem Neubauviertel. Dann reist die Mutter eines der musikwütigen Jungen nach Westberlin aus, der Sohn bleibt im Osten zurück. Die Misselwitz behält beide im Blick: während der bleiernen Sommermonate, nach dem Mauerfall, am Ende des Landes. Reflexionen zweier Generationen, verallgemeinerbar über die konkreten Personen hinaus. – Oder Gerd Kroskes »Kehraus«. Nächtliche Interviews mit Leipziger Straßenfegern, die neben anderem auch abgenutzte Wahlplakate zu »beräumen« haben. Einer von ihnen läßt übrigens den gravierenden Satz fallen: »Ich wollte 'ne Frau, die so gut kocht wie meine Mutter. Bekommen hab' ich eine, die so viel säuft wie mein Vater.«

Wo aber sieht man diese Filme? Das Fernsehen macht sich rar und läßt sich so manche Sternstunde entgehen. Das Kino zeigt Hollywood. Meistens jedenfalls. Und Vorprogramme gibt's nicht mehr. Wo jüngst noch die ideologische Zensur tiefe Gräben riß, tobt nun die ökonomische. Auf diese Weise aber könnte der (vielleicht) beste DEFA-Dokfilm Jahrestag auch zum letzten werden.

Klaus Kirst

Kehraus, letzte Bilanz oder Paddeln zu neuen Ufern?

„Dokfilm '90“: Einige Überlegungen zum Festival in Neubrandenburg

Viel fand sich nicht, was in Neubrandenburg auf ein Filmfestival hingewiesen hätte. Helmut Kohl schaute hundertfach mit angemessener landesväterlicher Milde von Plakaten, ein erzener Marx steht versteckt hinter der mobilen Filiale einer Bank – er hatte es eben immer mit dem Kapital – und kurz vor dem neugewonnenen Festival-Domizil, dem „Centrum für Tourismus & Kongresse GmbH“, vormals Parteischule, verkündet ein Aufsteller, Neubrandenburg sei „beliebter Treffpunkt der Dokumentaristen, Fernsehpublizisten und Trickfilmgestalter“. Gleich dahinter hat der Zufall oder ein Schelm die unter Volksfürsorge- und Wüstenrotflaggen etwas verlorene, billardtuchgrüne Festivalfahne auf Halbmast gehisst. „Dokfilm '90“ – letzte Bilanz oder Paddeln zu neuen Ufern? Die Antwort blieb ungenau.

Eine Zeit, die nicht Zeit genug bietet

Fast 23 Stunden lang flimmerten, auf drei Tage verteilt, in zwei Sälen bis Donnerstagabend 37 Dokumentar- und vier Trickfilme über Leinwand und Bildschirme. Freundliche zwei Minuten lang war der kürzeste, anderthalb Stunden lang der längste Streifen. Bunte Palette. Das Angebot reichte vom Leipziger Marsch zur Wende am 9. November '89 über Gespräche mit Betroffenen und virtuoses Richard-Wagner-Entweihe-Spiel bis zum Liebesleben der Marienkäfer.

Dokumentationen prägen das Bild. Für den kunstsinnig gestalteten Dokumentarfilm bietet offenbar diese Zeit nicht Zeit genug. Vieles wirkt eilig gemacht, das meiste ist nicht konzentriert genug vorgetragen, Straffungen, Präzisierungen läten gut. Man rennt den Ereignissen hinterher, die Geschichte hat's eilig, man kommt kaum nach. Und ungenau schimmert auch wohl Unsicherheit durch, wie denn das mit dem Dokumentarfilmemachen in Ostelbien weitergehen wird, welche

Plattformen man gewinnen könnte, um seine Arbeiten an den Mann (pardon: natürlich auch an die Frau) zu bringen, wie überhaupt künftig Publikum erreichbar würde.

„Unsere Menschen“ haben andere Sorgen

Derzeit ist es schwer zu gewinnen, wie Neubrandenburg auswies. Am Eröffnungstag hatte man für drei Vorführungen gerade so 40 Karten verkauft. Bei der Eröffnung selbst verloren sich 75 Besucher im fast 500 Leute fassenden Kinosaal. „Unsere Menschen“ haben eigene Sorgen genug, als daß sie sich noch mit denen anderer befassen oder gar auseinandersetzen wollten, selbst wenn das doch eben ihre eigenen Sorgen sind.

Man habe sich einschränken müssen, betont Fernsehpublizist und Festivalpräsident Axel Kaspar vom Podium, „... aber lieber sparsam weiter als gar nicht weiter“. Das meinen auch die Stadtväter, wild entschlossen, ihr Festival zu retten. Wer das Geld gibt, steht in den Sternen. Und billig ist so eine Unternehmung nicht. Der Name des Bundesinnenministers Schäuble kommt ins Spiel. Ob der schon von seinem Glück als Mäzen weiß?

Eines allerdings scheint wichtiger noch als nur dieses nordostelbische Festival zu retten: Man muß dafür sorgen, daß das publizistisch-künstlerische Potential des Dokumentarfilms hierzulande nicht versumpft. So etwas wächst nämlich nicht von heute auf morgen nach. Die Voraussetzung dafür aber, daß kein Dokumentarfilmflächensterben einsetzt, ist Geld, um im nächsten Jahr Filme machen zu können, die auf offenem Markt absetzbar sind. Wenn die Fernsehstationen Aufträge gäben, wäre wohl in vielem zu helfen. Daß nämlich der Bildschirm die zeitgemäße Tribüne des Dokumentarfilms ist, sollte nun dem letzten, verbissenen aufs Kino pochenden Dokumentaristen schwanen.

Zurück ins Kino: Aussagen von Menschen über Zeitgenossen und Zeitgeschehen bestimmten die Szenerie. Man sprach mit Walter Janka (Karlheinz Mund: „Aufgeben oder neu beginnen“), mit Karl Schirdewan (Henry Kohler: „Wir sind ja so diszipliniert gewesen“). Das Filmische ist dominiert vom direkten Gespräch. Nicht selten gewinnt das Wort die Oberhand und wird mit bedeutungsvoll-be-langlosen Bildern optisch ausgestopft. So sind es nicht unbedingt die in sich geschlossen wirkenden Filme, die beeindruckend, sondern einzelne Passagen daraus. Manche Aussagen etwa von Revierpolizisten (Thomas Heise: „Volkspolizei 1985“) sind von gespenstischer Harmlosigkeit; manche Schicksale, etwa die der nächtlichen Leipziger Straßenkehrer, sind von bestürzender Ausweglosigkeit (Gerd Kroske: „Kehraus“); ... manche Träume, so die der Flucht verdächtigen Drachen-Segler (Hans-Eberhard Leupold: „Flugversuche“), sind von unerschütterbarer Romantik.

Das Zeug zum bleibenden Dokument

Präzise Skizzen zum Porträt eines jungen Mannes (Hans Wintgen: „Frank“), der nach Jahren im Knast nun vor der Entlassung steht, zählen zu den wenigen genau genug gezeichneten Filmen. Die nachdenklichen Aussagen eines Bauern (Elke Schieber: „Mehr als das halbe Leben“) gewinnen, nicht zuletzt durch den bewußten Einsatz der Mozart-Musik, übergreifende Geschlossenheit. Und in Kurt Tetzlaffs Anderthalb-Stunden-Film über einen Abiturienten („Im Durchgang“), dessen Positionen über das ganze letzte Jahr verfolgt sind, steckt – bei konsequenter Komprimierung – das Zeug zu einem bleibenden Zeitdokument.

Dennoch: Ende eines Festivals? Der Präsident läuft mir zum Schluß über den Weg: „Was ist?“ frage ich ihn. „Bleibt's? Hast das letzte Wort.“ Axel Kaspar: „... Ja; ... ja ...“

Günter Sobe

BR.V. 21.11.1990

Festivalsausklang

Zwei Goldene Tauben an UdSSR

LEIPZIG (LVZ/hdb). Mit der Preisvergabe klang am gestrigen Donnerstagabend im „Capitol“ nach siebentägiger Dauer die 33. Dokumentar- und Kurzfilmwoche aus.

Mit Goldenen Tauben, den höchsten Trophäen, ehrte die internationale Jury die Schöpfer der Wettbewerbsbeiträge „Es waren einmal sieben Simeons...“ und „Dach über dem Kopf“ (beide UdSSR) und „Das Rennen“ (Polen).

Den Spezialpreis des Oberbürgermeisters der Gastgeberstadt erhielt der deutsche Film „Kehraus“.

Wie Präsidentin Dr. Mückenberger am späten Nachmittag vor den Medien erklärte, wurden während der Filmwoche verbindliche Absprachen über den Fortbestand der traditionsreichen Leipziger Filmwoche geführt. So engagiert sich SACHSEN-RADIO, indem es ein festes Festivalbüro einrichtet.

SONDERPROGRAMM

DDR DOK '90 – Das letzte Jahr

XANDER SURY

ande der Solothurner
ge wurden in einem
rprogramm die Doku-
rfilme der Übergangs-
DR-BRD vorgestellt.
ander Sury attestiert den
ser Zeit entstandenen
n grosse analytische

Jahr zwischen der Wende
rbrst 1989 und der Vereini-
beider deutschen Staaten
tober 1990 war ein Jahr

des Übergangs. In diesen chaoti-
schen Monaten der Auflösung,
des Chaos und des Aufbruchs
schlug in der DDR die Stunde
des Dokumentarfilmschaffens.
Plötzlich verfügten die Filmema-
cher über Arbeitsbedingungen,
von denen sie früher nur hatten
träumen können. Die staatlichen
Gelder flossen noch, Bevormun-
dung und Zensur waren jedoch
weggefallen. Die ideologischen
Wächter bei der DEFA und in
der Hauptverwaltung Film im
Kulturministerium verstummten.
In dieser einmaligen Situation
entstanden 1990 rund 40 Doku-
mentarfilme, acht davon wurden

im Sonderprogramm «DDR
DOK '90 – Das letzte Jahr» in
Solothurn gezeigt.

Während die Fernsehstationen
sich immer mehr dem zer-
mürbenden Diktat der Aktualität
unterwerfen (müssen), spielten
die Dokumentarfilme aus der
ehemaligen DDR die Vorzüge
des Genres überzeugend aus:
Mit seismographischer Präzision
wird die psychische und soziale
Befindlichkeit der Menschen in
den Vordergrund gerückt, mit
Nachdruck die Frage nach den
immateriellen Kosten der Verei-

«Kehraus»: Dreck wird es
überall geben.



nigung gestellt. Dem Zusam-
menbruch scheinbar unerschüt-
terlicher ideologischer Systeme
kann von den Filmschaffenden
nicht mit Thesenfilmen begegnet
werden. Den im Programm ver-
tretenen Filmen war gemeinsam,
dass sie ihre Authentizität von
einer dezidierten, kompromiss-
losen Hinwendung zum Indivi-
duum bezogen.

«Komm in den Garten»
(ZOOM 24/90, Seite 23) von
Heinz Brinkmann und Jochen
Wisotzki etwa begleitet drei
Freunde während ein paar Ta-
gen. «Asoziale» und gescheiterte
Existenzen waren sie in den Au-
gen der sozialistischen Staats-
macht. Ein wegen abweichender
Ideen von der Universität relegier-
ter Ökonomiestudent, ein
Ex-Journalist in ehemals leiten-
der Position und ein Kunstma-
ler: allesamt wurden sie, die
Querdenker und Unbequemen,
ins soziale Abseits gedrängt. Der
Film lässt dieser herzerreissen-
den Notgemeinschaft viel Raum
für Erinnerungen und Selbstdar-
stellungen.

Leipziger Strassenwischer
kommentieren in Gerd Kroskes
«Kehraus» die politische Um-
wälzungen in der DDR. Illu-
sionslos, aber mit scharfem Blick
für ihre Umgebung, lassen die
Strassenwischer in den nächtli-
chen Gesprächen nur eine Ge-
wissheit gelten: Dreck wird es
immer geben.

Volker Koepp fing in «Märki-
sche Heide, märkischer Sand» die
widersprüchliche Stimmung in
der Kleinstadt Zehdenick we-
nige Wochen vor den ersten
freien Wahlen im März 1990 ein.
In Gesprächen mit Einwohnern
dominiert die bittere Einsicht,
40 Jahre lang betrogen worden
zu sein.

Auf eine originelle und höchst
aufschlussreiche Weise hat auch
Thomas Heise in «Imbiss-Spe-

wird die Agonie des SED-Staa-
tes im Spiegel eines Mitropa-
Schnellbuffets im Berliner Bahn-
hof Lichtenberg spürbar. Ge-
sprächsfetzen von Wartenden
und Passanten kontrastieren die
Schnulzenlieder am Radio (Peter
Alexander: «Schön, ein Zuhause
zu haben, wo ich weiss, da ge-
höre ich hin») und die trotzig
Erfolgsmeldungen der Staats-
propaganda.

Peter Rochas Film-Essay «Die
Schmerzen der Lausitz» zeigt die
150 Kilometer südlich von Ber-
lin gelegene Region als eine rui-
nierte, verödete Landschaft; Fol-
gen eines verantwortungslosen
Braunkohle-Tagbaus. Die Aus-
wirkungen auf die in der Lausitz
ansässige sorbische Minderheit
sind verheerend. Der sorbische
Schriftsteller Jurij Koch spricht
von einem «Ethnozid» an sei-
nem Volk. Mit der Vereinigung
ist der Tagbau eingestellt wor-
den. Die Wunden jedoch werden
über Jahrzehnte hinweg sichtbar
bleiben.

«Ich war ein glücklicher
Mensch» von Eduard Schreiber
dokumentiert die quälenden
Verdrängungsversuche eines al-
ten SED-Genossen. In den fünf-
ziger Jahren wurde er als stell-
vertretender Chefredakteur der
DDR-Nachrichtenagentur ADN
zu einer sechsjährigen Freiheits-
strafe wegen angeblicher Kon-
takte zu westlichen Agenten ver-
urteilt. Absolute Parteiloyalität
und der Glaube an die sozialisti-
sche Sache liessen ihn das erlit-
tene Unrecht als «Panne» dar-
stellen. Am Ende bleibt ein trot-
ziges Beharren auf brüchig ge-
wordenen Standpunkten.

«Sperrmüll» von Helke Mis-
selwitz war ursprünglich als Por-
trät der gleichnamigen Musik-
gruppe geplant. Die im Früh-
sommer 1989 begonnenen Dreh-
arbeiten wurden von der Grenz-
öffnung im November in eine
andere Richtung gelenkt. Das

digit. Die Protagonisten werden
zu Randfiguren der sich über-
schlagenden Ereignisse.

«Streng vertraulich oder Die i-
nere Verfassung» von Ralf Mar-
schalke begleitet ein Bürgerko-
mittee bei der Auflösung des
Machapparats der Staatssicher-
heit in Berlin. Akten werden ge-
sichtet, das Ausmass des gigant-
schen Spitzel- und Überwachun-
gsystems wird sichtbar. Ehemalige
Mitarbeiter der Stasi kommen
zu Wort, dazwischen immer
wieder Aufnahmen von den In-
signien einer Macht, die sich bis
zum letzten Tag anscheinend
sicher im Sattel fühlte: Orden und
Medaillen, Bronzestatuettchen und
Gipsköpfe. Das Konterfei des
berühmten Ministers für
Staatssicherheit, Erich Mielke,
wird wiederholt eingeblendet.
Doch die Verantwortung ist
nicht einfach auf einzelne Perso-
nen abwälzbar. Opportunismus,
Wohlverhalten und Mitläufer-
tum bekennen nicht nur Stasi-
Mitarbeiter, auch die Mitglieder
des Bürgerkomitees sind am
Schluss nicht immer in der La-
klare Grenzen zwischen Opfer
und Tätern zu ziehen.

Die Dokumentarfilme aus der
ehemaligen DDR führten nicht
zuletzt auf bestechende Weise
vor Augen, dass gerade in Zei-
ten politischer und sozialer Um-
wälzungen auf die Tiefenschärfe
und analytische Kraft des Do-
kumentarfilms nicht verzichtet
werden kann. Je massloser und b-
liebiger die Berichterstattung
Fernsehens wird, desto wichtiger
erscheint die Funktion des Do-
kumentarfilms als Korrektiv.
Der zweite Blick ist meist der
nähere, geduldigere. Er begn-
t sich nicht mit einem Kratzen
der Oberfläche. Hoffnungs-
stimmung die Bereitschaft von a-
tiven Kinobetreibern unseres
Landes, einige der gezeigten Film-
verschiedenen Schweizer Stä-
ten ins Programm zu nehmen